

Buchbesprechung: Strauss, B., Buchheim, A. & Kächele, H.: Klinische Bindungsforschung, Theorien, Methoden, Ergebnisse.

Im Frühjahr 2002 schrieben die 3 Herausgeber ihr Vorwort zu diesem Buch, das ich mit großem Gewinn gelesen habe und auch für die Vertiefung meiner Veranstaltungen - seien es Vorlesungen oder Seminare - gerne benutze. Es ist von 36 Autoren - alle im Gebiet der Bindungsforschung ausgewiesen- verfasst. Darunter die Stammeltern der Bindungsforschung Karin und Klaus Grossmann, Dr. Lotte Köhler als unermüdliche Förderin der Forschung und ihrer Anwendung sowie die jüngeren empirisch neue Wege beschreitenden Kolleginnen und Kollegen beispielsweise Bernhard Strauss, Anna Buchheim, Jochen Eckert um nur einige wenige zu nennen. Das Buch hat 5 Teile. In der Mitte werden die neurobiologischen Grundlagen von Bindung abgehandelt, vorher in einem zentralen Block die Methoden der klinischen Bindungsforschung. Danach werden spezifische Arbeitsfelder wie Psychosomatik, Coping, Forensik, Psychotherapie, Paarbeziehungen, Psychopathologie im Erwachsenenalter, Jugendalter sowie pränatale Mutter-Kind-Beziehung, Mutter-Kind-Interaktionen in den ersten Lebensjahren und ein von Peter Zimmermann verfasstes separates Kapitel über Bindungserfahrungen und Emotionsregulation beleuchtet. Eingerahmt wird das Buch durch einen Epilog, in dem die bereits erwähnten Grossmanns einen entwicklungspsychologischen Blick auf die klinische Bindungsforschung werfen. Im Prolog formulieren Lotte Köhler, Eva-Maria Biermann-Ratjen und Jochen Eckert und sowie Rita Rosner und Maria Gavranidou Erwartungen an eine klinische Bindungsforschung. Dies geschieht aus der Sicht der Psychoanalyse, der Gesprächspsychotherapie sowie der Verhaltenstherapie.

Frau Köhler erwartet eine Verbesserung der Diagnostik und Therapie vor allem eine Ergänzung der entwicklungspsychologischen Diagnostik entlang der Regressions- und Fixierungsstellen der Triebentwicklung mit spezifischen Hinweisen für die Behandlungstechnik, die sich den jeweiligen Bindungsstilen folgend adaptiver Gestalten könnte. Sie erwartet Forschungen zum Bindungsmuster bestimmter Krankheitsbilder wie Bulimie, Asthma bronchiale etc.

Herr Eckert und Frau Biermann-Ratjen haben eine Fülle von Übereinstimmungen zwischen der Gesprächspsychotherapie und der Bindungstheorie entdeckt. Die Selbstkonzepttheorie der GT und das innere Arbeitsmodell von Bowlby entsprächen sich in der Hinsicht, dass Deprivationserfahrungen nicht in das Modell eingebaut werden könnten und nach der Entwicklung des „falschen“ Modells Erfahrungen nur bei Übereinstimmung mit ihm akzeptiert würden. Es folgt eine Liste der Abgleichung der selbstreflexiven Funktionen wie sie Fonagy beschreibt und der Behandlungstechnik der Gesprächstherapie. Mit der Anlehnung an die

Bindungsforschung hätte man endlich eine der GT affine Grundlagentheorie gefunden, die nicht auf die Techniken des Therapeuten sondern auf den Prozess zwischen zwei Menschen fokussiert. Sie meinen, was man zukünftig finden wird, werde die GT bestätigen. Für die Skala von Fonagy et al. (Reflective Functioning Scale) und die Selbstexplorationsskala von Truax sei bereits eine Korrelation von .75 gefunden worden.

Rosner und Gavrandiou finden Parallelen in der empirischen Zugangsweise der Verhaltenstherapie und der Bindungstheorie. Der Schwerpunkt auf der Kindheit wird aber nicht als notwendig gesehen, denn es gehe in der Verhaltenstherapie eher um die Veränderung der sozial-emotiven Entwicklung bei gestörten Erwachsenen. Die Bindungsmuster als prädisponierende Variablen werden kritisch diskutiert und es wird ein Modell entwickelt, dass solche Überlegungen einbezieht. Die Bindungsforschung solle Studien durchführen, die aufzeigen ob Bindungsrepräsentation als Auslösefaktor für gestörtes Verhalten wirken könne. Für die Diagnostik fordern sie statt der vier Muster mehrdimensionale Konstrukte, die weniger aufwendig in der Messung sind. Die Veränderung der Bindungsrepräsentation als Therapieziel wird diskutiert und mögliche Interventionen werden angedacht. So gehe es bei Kindern vorwiegend um Methoden der Veränderung der mütterlichen Sensitivität wobei sie der Verhaltenstherapie große Wirkungskraft zusprechen. Verhaltenstherapie sei qua Technik der geeignete Bindungsstil für Unsicher-ambivalente.

Mit Ausnahme des Beitrags von Frau Köhler fand ich die etwas forcierte in Anspruchnahme der Bindungstheorie für das jeweils eigene Denken und Handeln kein Meisterstück der Bescheidenheit und Kunst, wobei die Argumentationslinien der Autoren verschieden sind. Rogers hat alles vorher schon gedacht und die Gesprächstherapeuten haben endlich eine passende Grundlagentheorie gefunden, die das Denken Rogers bestätigen wird. In der Verhaltenstherapie sind bereits optimale Bindungsmuster implantiert.

Aus meiner Sicht besser gelungen ist der Methodenteil. Er zählt im Moment sicher zu den nützlichsten und zweckmäßigsten Publikationen dieses Buches. In ihm werden von Anna Buchheim und Bernhard Strauss die vielfältigen momentan auf dem Markt kursierenden Erfassungsversuche dargestellt. Nicht nur dass die Verfahren in ihren Testgütekriterien und den empirischen Validierungen dargestellt werden, es wird auch ein Ordnungsversuch gemacht, der für Forscher und klinische Anwender solcher Skalen sehr nützlich ist. Die Selbsteinschätzung in Fragebögen oder Ratingskalen bilden hier die bewussten Gefühle und Wahrnehmungen eines Individuums, so wie es seine „Bindung“ sieht und erlebt ab. Die unbewussten Anteile, die den Kern des Arbeitsmodells der Bindungstheorie widerspiegeln sind so nicht erhebbbar. Hier braucht man das tatsächliche Verhalten der Personen zumindest in Interviews und Gesprächen. Mit diesem, ganz unterschiedliche Konstrukte erfassenden Zugriff sind die nicht

signifikanten Zusammenhänge zwischen abwehrorientierten und inhaltsorientierten Methoden zu erklären.

Im folgenden Kapitel wird Fonagys Self Reflective Functioning Scale vorgestellt. Bei der selbstreflexiven Tätigkeit handelt es sich um die Entwicklung einer innerseelischen Fähigkeit, die das Kind schützt im Wahrnehmungsakt der Gefühle anderer Personen dieselben nicht gleichzeitig haben zu müssen, sondern sie als Fremdseelisches interpretieren zu können. Diese Skala und die dahinter liegende Fähigkeit wird mit neuen Versuchen die Selbstreflexivität im Erwachsenen-Bindungsinterview (AAI) vergleichen. Am Beispiel einer psychodynamischen Borderlinebehandlung werden alle Verfahren, die vorher diskutiert wurden, im Prozessverlauf der Behandlung angewandt. Dieses Kapitel ist für das Verständnis der Skalen und ihre Potentiale und Schwächen sicher am erhellendsten, sodass gewissermaßen Bindungserfassung in Action studiert werden kann. Sehr klar ist die Erfassung der Potentiale von Fragebögen zur Erfassung von Bindungsstilen von Dieter Höger. Er vertritt zu Recht wie ich meine die Ansicht, dass eine direkte Ableitung von Bindungsmustern mit Fragebögen nicht möglich ist, aber dass es empirisch sinnvoll ist nach bindungsrelevanten Mustern des Konzepts von sich selbst und anderen zu suchen. Auch hier bekommt der Leser einen raschen und informativen Überblick über die im Moment im Handel befindlichen englischsprachigen und deutschsprachigen Fragebögen.

Im nächsten Teil des Buches werden in zwei Kapiteln die neurobiologischen Grundlagen von Bindung diskutiert.

Im ersten Kapitel dieses dritten Teils, das den Titel „Frühe emotionale Erfahrungen und ihre Relevanz für die Entstehung und Therapie psychischer Erkrankungen“ trägt, versuchen die Autoren um Gerd Poeggel eine Verbindung herzustellen zum Wissen über die Prägung des Gehirns und die Prägung des Verhaltens, wie sie von den Human- und Tierethologen beschrieben wurde. Die wichtigen Charakteristika sind die sensiblen Zeitfenster, die genetisch determiniert sind und die hohe Bildbarkeit durch Prägungsprozesse in der sensiblen Phase. Dann werden die vorhandenen Befunde über Zusammenhänge zwischen dem Ausmaß an frühkindlicher geistiger Förderung und der Qualität des emotionalen Umfeldes und den späteren sozio-emotionalen Fähigkeiten diskutiert. Dieses Wissen wird nun um sehr viele noch unveröffentlichte Arbeiten über die Prägung des Gehirns, d.h. erfahrungsgesteuerte Reorganisation synaptischer Verschaltungsmuster ergänzt.

Ursula Pauli-Pott und Ulla Barde diskutieren die Zusammenhänge zwischen Bindung und Temperament, die wegen der sehr unterschiedlichen Konzeptualisierung und Erfassung der beiden Sachverhalte bis anhin weitgehend ungeklärt erscheinen. Die Temperamentsbasiskomponente der

„Selbstregulationsfähigkeit“ scheint allerdings durch adäquates Interaktionsverhalten von Bezugspersonen positiv beeinflussbar.

Im vierten Teil werden spezifische Arbeitsfelder der klinischen Bindungsforschung beleuchtet. Zuerst die Zusammenhänge zur Entwicklung der Psychopathologie, die, so die Autoren eine Umschreibung des Diathese-Stress-Modells in ein Risiko-Schutzmodell erfordert. Die Widerständigkeit gegen die Manifestationen von seelischen Erkrankungen beruhen zu einem Drittel auf benevolenten inneren Arbeitsmodellen und einer geeigneten Passung von Schutz- und Risikofaktoren, die allerdings problem- und geschlechtsspezifisch definiert werden muss. Der Schutzfaktor Bindungssicherheit ist mit größerer Kompetenz im Umgang mit Belastung, innerem Trost aber auch der Unterstützung durch andere Personen verbunden, weil sie durch das freundliche Verhalten als Helfer eingeworben werden können. Die internalen Arbeitsmodelle beeinflussen die Selbstwertregulation im Umgang mit emotionaler Belastung sowie die Gestaltung enger Beziehung wobei alle 3 Variablen dann wieder als Risiko respektive Schutzfaktoren in der Entwicklungspsychopathologie gefunden werden. Das Hauptbindungsmuster impliziert verschiedene Formen der Emotionsregulierung, die verschieden effektiv sind. So wird die unsicher vermeidende Bindung keine Hilfe einwerben können. Interessant ist eine tabellarische Darstellung der Emotionsregulierung in Abhängigkeit vom Alter und dem Bindungsmuster und der Versuch sie mit den Klassifikationen von Abwehrmechanismen in Verbindung zu bringen.

Im folgenden Kapitel diskutiert Dorothee Munz die pränatale Mutter-Kind-Beziehung, die schon vor der Geburt ausgebaute Personenschemata aufweist. Solche gelten als wichtiger Prädiktor postnatalen Bindungsverhaltens. Die „mother-fetal-attachment-scale“ wird dargestellt. Es werden viele, allerdings sehr inkonsistente Befunde referiert. Am sichersten scheint zu sein, dass im Verlaufe der Schwangerschaft eine Zunahme des Generalfaktors Bindung zu beobachten ist. Ein Problem der Skala ist, dass die affektiven Parameter der Bindung unterrepräsentiert sind durch die Erfragung von Phantasien der Eltern. Ein Zusammenhang mit späteren Bindungsmustern ist noch nicht befriedigend nachgewiesen. Die Diskussion der Mutter-Kind-Interaktion und Bindung in den ersten Lebensjahren durch Anna Buchheim und Gesine Schmücker bringt eine Zusammenfassung der bisherigen Analysen, in der vor allem als neu zu vermelden ist, dass die übermäßige Feinfühligkeit und die damit hypothetisch verbundene Koordination affektiv-nonverbalen Verhaltens mit einem unsicher-ambivalent-desorganisierten Bindungstypus zu tun hat. Offensichtlich sind diese Beziehungspersonen viel zu intensiv in der Innenwelt des Kindes tätig. Sie sind zu nah, zu überwachend und zu voraussagbar. Ein optimales offenes System ist bei mittlerer Feinfühligkeit zu erwarten. Der Zusammenhang zwischen den behavioralen Koordinierungsvorgängen und der Feinfühligkeit ist, wie man aus der Empathieforschung von Erwachsenen weiß, ohnehin nicht gegeben. Karl-

Heinz Brisch berichtet über gruppentherapeutische Interventionen mit Eltern von Frühgeborenen, die mit posttraumatischen Belastungsreaktionen oder ähnlichen Phänomenen auf die vorzeitige Geburt des Kindes reagiert hatten. Die Interventionen und ihre Planungen sind vorwiegend durch Überlegungen aus der Bindungstheorie inspiriert. Eine empirische Erfolgskontrolle liegt noch nicht vor. Fabienne Becker-Stoll berichtet über Bindung und Psychopathologie im Jugendalter unter Rückgriff auf das bereits dargestellte Modell der Entwicklungspsychopathologie. Als Beispiel misslungener Anpassung diskutiert sie Depression und antisozial-aggressives Verhalten. Im einzelnen von Interesse sind die Unterscheidung zweier sekundär unsicherer Bindungstypen, die einerseits in die Deaktivierung und in die Hyperaktivierung einmünden und mit den oben genannten Störungsbildern zusammenhängen. Von Interesse ist, dass im Jugendalter der Bindungsstil auch darüber entscheidet, ob die Jugendlichen auf die Eltern als Hilfsmittel zurückgreifen können oder nicht. Für die Unsicher-vermeidenden gilt dies beispielsweise nicht. Anna Buchheim berichtet über Bindung und Psychopathologie im Erwachsenenalter. In Ergänzung zur Kovariation mit der Depression und der Angststörung wird hier noch über die Verbindung von Borderline-Störung und dem Bindungstypus referiert. Wichtig ist der Diskurs über die epistemische Natur des Adult-Attachment-Interviews als diskurs-analytische Auswertungsmethodik. Anhand von achtzehn semi-strukturierten Fragen über das Erleben und den Einfluss von Bindungserfahrungen werden vier Gruppen klassifiziert. Nämlich sicher-autonome, unsicher-distanzierte, unsicher-verstrickte, ungelöste Trauma, ungelöste Trauer und nicht klassifizierbare. Im Kapitel von Kirsten von Sydow wird über gestörte Paarbeziehungen und Bindung referiert. Der Fragebogen von Hassan und Shaver erlaubt die Einteilung von Partnerschaften in Bezug auf Selbst- und Fremdbildklassifikationen, nach Sicherheit, Ambivalenz, Vermeidung und Ängstlichkeit. Die daraus sich ergebenden Kombinationen sind in Bezug auf die Häufigkeit nicht zufallsverteilt. Vielmehr sind sicher-sicher, ambivalent-vermeidend, sowie traumatisiert-traumatisiert besonders verbunden. Die Partner weisen im Allgemeinen den gleichen Grad an Bindungsunsicherheit auf, allerdings verfolgen sie oft eine komplementäre Strategie. Für die Psychosomatik erweist sich der seit langer Zeit gesicherte Zusammenhang von unsicherer Bindung und erhöhter physiologischer Reaktionsbereitschaft bei gleichzeitiger Erniedrigung des expressiven Systems als nützlich für den Einstieg in die Ätiologie. Patienten mit somatoformen Schmerzsymptomen haben einen höheren Anteil an unsicherer Bindungsrepräsentation als Patienten mit peripheren neurologischen Schmerzsymptomen. Silke Schmidt und Bernhard Strauss referieren die Befunde und theoretischen Vorstellungen über die Zusammenhänge zwischen Bindung und Coping. Sie geben einen Überblick über die mit den drei Bindungsmustern verbundenen unterschiedlichen Bewältigungsstrategien. Es handelt sich überwiegend um Einzelbefunde, wobei ein Gesamtzusammenhang noch nicht herstellbar ist. Die Forensiker um Thomas Ross, Franziska Lamott und Friedemann Pfäfflin diskutieren die Bedeutung der

Bindungsforschung für die Gewalt, ihre Prävention und Begutachtung. Bindungsverhalten ist vor dem Hintergrund der transgenerationalen Weitergabe von Bindungsmustern, auch denen, die mit Gewalt verbunden sind, von Bedeutsamkeit. Des Weiteren sind die negativen Affekte, Ärger und Wut, sowie das Bindungsverhalten regulierende Verhaltenskontrollsystem zu berücksichtigen. Desgleichen die bindungsrelevanten Affekte. Unter Rückgriff auf Fonagy wird vor allem das Fehlen der Mentalisierungsfähigkeit als inneres Puffersystem mit hoher Gewalttätigkeit in Zusammenhang gebracht. Tatsächlich gehen Tötungsdelikte bei Frauen, die in sadomasochistische lebensgeschichtliche Bindungsentwicklung eingebettet sind mit einem Mangel an Symbolisierungsfähigkeiten einher. Die zur Tat führenden Kränkungen sind umso stärker mit Tötungsdelikten verbunden, je mehr sie selbst als tödliche Wiederholungen von Kindheitsverletzungen erlebt werden, wobei die Kränkung nicht kommunizierbar ist. Die Kontrolle der Affekte durch Symbolisierung scheitert, was bei Borderline-Patienten besonders häufig auftritt. Wegen des fehlenden elterlichen Containments war nicht gewährleistet, dass das Kind selbst eine haltende Funktion, einen inneren Raum ausbilden konnte, in dem schmerzhaft negative Erfahrungen gehalten, symbolisch repräsentiert und entgiftet werden können. Desweiteren fällt die Möglichkeit einer Identifizierung mit dem Opfer und die damit verbundene Hemmung von Gewalthandlungen aus. Einzelne Straftätergruppen weisen für sie charakteristische Bindungstypen auf, wobei die gewalttätigen Straftäter 90% unsichere Bindungsklassifikationen aufweisen.

Schauenburg & Strauss referieren über Bindung und Psychotherapie als mögliches diagnostisches Merkmal für unterschiedliche Störungsgruppen und die daraus folgenden Implikationen. Angststörung und Borderline hätten maximale Ausprägungen von Verstrickungen, Schizophrenien von vermeidenden Bindungsstil. Die Mehrzahl der Therapeuten hat keinen sicheren Bindungsstil, denn sie haben das Bedürfnis nach Nähe und Zuwendung als Variante des deaktivierten vermeidenden Bindungsstils entwickelt. Dies führt wie zu erwarten häufig zum Typus der altruistischen Abtretung der mit nicht geringen Problemen in Bezug auf Neidgefühle auf die eigenen Patienten verbunden ist.

Insgesamt kann man das Buch nur empfehlen. Die Methodenkapitel haben mir am besten gefallen. Sie kann man gewissermaßen als dringend notwendige Nachschlageteile benutzen. Die spezifischen Arbeitsfelder leiden an einer gewissen Redundanz. Wenn man zum x-Mal die Bindungstypen gelesen hat, stellt sich doch eine gewisse Ermüdung ein. Die Erwartungen an die klinische Bindungsforschung fand ich nicht sehr erhellend, desgleichen die Passagen über die neurobiologischen Grundlagen. Die Verbindung der Entwicklungspsychopathologie und der Bindungsforschung ist sicher von großer Bedeutung ist wohingegen die Temperamentsfrage irgendwie im Moment nicht so aktuell

ist. Das Buch empfiehlt sich eher als Nachschlagewerk, denn zum Lesen auf einen Sitz, so ist es wohl auch gedacht. Ich wünsche dem Buch eine gute Verbreitung.